Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 116 (1965)

Heft: 4-5

Artikel: Die Frage der Lebensmöglichkeit und -notwendigkeit einer standortsgemässen Wildfauna bei forstlicher Intensivwirtschaft

Autor: Rüedi, K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-767385

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Frage der Lebensmöglichkeit und -notwendigkeit einer standortsgemäßen Wildfauna bei forstlicher Intensivwirtschaft

Von *K. Rüedi*, Aarau

Die schweren und zunehmenden *Eingriffe der Zivilisation und Technik in Natur und Landschaft* werden und wurden bis zum Überdruß beredet und beschrieben. Sie machen nicht Halt vor dem Wald, doch bleibt er bei uns nach Fläche und Verteilung zur Hauptsache erhalten. Freilich durchdringen ihn Straßenerschließung, Pflegearbeit und Lärm nebst verschiedensten Einwirkungen von der turbulenten Außenwelt her, wie Industriegase, Sportveranstaltungen, Militärübungen, Verkehrs- und Flugzeuggetöse.

Noch abgedroschener ist, wenigstens in der Fachwelt, das Thema der durch die *Wildschäden* verursachten *Spannungen zwischen Waldwirtschaft und Jagd.* Es gab ausländische Stimmen, welche die Ausrottung des Wildes verlangten. In der Schweiz ist das undenkbar, unser Volk ist Extremen abhold, naturverbunden und tierliebend, die Förster sind Naturschützer.

Die Frage nach der *Existenzberechtigung des Wildes* ist in neuer Zeit oft gestellt und gewöhnlich bejaht worden, meist aus idealer Sicht. Könnte aber nicht auch eine noch nicht durchschaute, rein forstlich-praktische Existenz-*Notwendigkeit* vorliegen? So oder so muß aber doch einmal ganz besonders die Frage aufgeworfen werden: gibt es für eine standortsgemäße, vollständige Wildfauna, die diesen Namen verdient, im modern und intensiv bewirtschafteten Wald überhaupt noch Existenz-*Möglichkeiten?* Beweist nicht die heutige intensive Landwirtschaft das Gegenteil? Seit ihrer Intensivierung, Rationalisierung und Mechanisierung der letzten Jahrzehnte ist die Flur wildleer geworden. Das *Primat der Forstwirtschaft über die Jagd* gilt heute aus wirtschaftlichen und finanziellen Erwägungen als unbestritten. Ist es befriedigend und ehrlich, wenn heute sehr oft der Waldbetreuer die Jagd, insgeheim grollend und mit sauersüßer Miene, als lästige Servitut empfindet, die man als Konzession an Volk und Jäger, an die Nutznießer des Jagdregals, aus forstpolitischer Diplomatie in Gottes Namen dulden muß! Gäbe es die Lösung — wenn praktisch überhaupt durchführbar —, im Zeitalter der Zonenplanungen Waldwirtschafts-, Naturschutz- und Jagdgebiete auszusondern?

Zu Beginn unserer Untersuchung müssen wir uns über die *Ausgangsbegriffe* ins klare kommen. Das *Wesen der intensiven Forstwirtschaft* und ihre Begründung braucht in der Fachwelt kaum definiert zu werden. Es sei

nur gleich im Anfang mit aller Eindringlichkeit herausgestellt, daß jede menschliche Bestrebung 1. mit den andern Interessen in ein kulturelles Ganzes einzuordnen ist, 2. ihre bestimmten Grenzen der Selbstbeschränkung finden muß, anders sie ausarten wird. Hier kann die Intensivierung der Waldwirtschaft keine Ausnahme machen. Der Aufsatz soll ein Beitrag sein, diese Einordnung und Grenzziehung zu finden.

Dagegen haben wir uns über den *Begriff der Wildfauna* zu verständigen. Es können damit nicht ein paar Hasen und Füchse gemeint sein. Wie der Waldbau auf dem heimischen Naturwald zu fußen sucht, wollen wir uns nach der Lebensgemeinschaft der Tierwelt ausrichten, wie sie noch vor wenigen Generationen in Mitteleuropa bejagt wurde und in verschiedenen Nachbarländern erhalten ist. Dabei können die Änderungen in Urproduktion, Besiedelung, Landschaft nicht übersehen werden und müssen sich, wie durch die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Umstände bei der Baumartenwahl, auch im Tierbestand auswirken. Daß der Vormarsch von Zivilisation und Technik zu einer namentlich artenmäßigen Verarmung der Tierwelt führte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Daß aber hiezu eine unumgängliche Notwendigkeit besteht, solange wir den Wald, die Berge und ansehnliche offene Fluren haben, ist keineswegs bewiesen. Gewisse Einbußen sind vielleicht unvermeidlich, aber wahrscheinlich nicht im bereits eingetretenen Umfang.

Mit Recht wird öfters aufgezeigt, daß die *Jagd* bei einer durch den Menschen veränderten, einseitig gewordenen Wildfauna nicht entbehrt werden kann. Der Jäger muß das fehlende Großraubwild ersetzen. Hat aber die Jagd auch ihre Existenzberechtigung in einer Tierwelt, die sich im Gleichgewicht befindet, wo das Raubwild richtig vertreten ist? Fraglos. Es ist stets zu rechnen, daß Störungen im Gleichgewicht eintreten können, das vermutlich mit zunehmender Zivilisation empfindlicher wird. Dazu kommen aber ganz andere Gesichtspunkte: der Jäger hat stets und überall im Naturgeschehen maßgeblich mitgewirkt, er gehört zur Natur. Es gibt eine Anzahl Menschen, welche die Jagd als Berufung ausüben wollen, sie lieben, nötig haben. Sie verbindet den Menschen mit der Natur, sie ist der sicherste Garant für die Erhaltung des Wildes, ist ein Triebkeim in fast jedem Menschen, sie dient indirekt der Bewahrung von Natur, Wald und Landschaft. Schließlich sei die wirtschaftliche Komponente der Jagd nicht vergessen, die Einnahmen aus dem Regal und das Wildpret, nebst vielerlei gewerblichen Interessen an der Ausrüstung des Jägers.

Bei der Behandlung unserer Frage ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, daß eine intensive Forstwirtschaft fast überall erst ein Ziel und auf dem Vormarsch und nur auf kleinen Flächen voll verwirklicht ist, besonders, wenn der Bestandesaufbau unserem waldbaulichen Ideal entsprechen soll. Umgekehrt kann beim Wild in Europa wohl nur auf wenigen Flächen von einer ausgewogenen Lebensgemeinschaft gesprochen werden. Unsere Betrachtungen müssen somit theoretisch bleiben, die Experimente sind erst im

Anlaufen, ähnlich wie bei uns dem Waldbau die Möglichkeiten der Beobachtung des Naturwaldes fast ganz fehlen.

Stellen wir uns zuerst die ungewohnte und schwierige, manchen wahrscheinlich eher ausgefallen anmutende Frage: braucht der Wald das Wild? Sie als sinnlos abzutun oder im vornherein mit Nein zu beantworten, wäre unangebracht in einer Zeit, wo die Wissenschaft immer mehr in Gebiete der Fein- und Feinst-Zusammenhänge vorstößt. Vorerst müssen wir uns mit der *Frage* bescheiden, wie sie jeder Erkenntnis vorausgeht. Die Beantwortung liegt im weiten. Wir wissen heute, welch große Gebiete unsern Sinnen nicht oder nur indirekt zugänglich oder noch unerforscht sind. Lebensnotwendige Beziehungen zwischen der beweglichen Tier- und der statischen Pflanzenwelt sind längst in Unzahl nachgewiesen – wir brauchen uns nur Stichwörter wie Bodenbildung, Humusierung, Bestäubung, Schädlingsbekämpfung, Symbiosen in Erinnerung zu rufen. Sie scheinen bei den Kleinstwesen bis hinauf zu Insekten und Vögeln überraschenderweise offensichtlicher zu sein. Sollten hier die größern Säugetiere außerhalb des naturgewollten Mechanismus stehen? Das ist doch eher unwahrscheinlich! Ihre Wechselwirkungen mit Boden- und Pflanzenwelt durch Stoffwechsel, Atmung, Verwesung und noch ungewußte Vorgänge außerhalb der groben Sinneswelt stehen doch außer Zweifel.

Die Behauptung, intensiv genutzter Wirtschaftswald lasse keine vollentwickelte Wildfauna mehr zu, wäre bei der heutigen Mentalität nicht überraschend, muß aber als oberflächlich bezeichnet werden. Man argumentiert, ein Teil der Fauna ertrage Lärm und Beunruhigung nicht, viele Tierarten könnten möglicherweise leben und Nahrung finden, sich aber nicht fortpflanzen, die Schäden seien mit den forstlichen und landwirtschaftlichen Zielen unvereinbar, das Publikum werde gegen jedes größere Raubtier opponieren usw. Gewiß eindrückliche, ja erdrückende Beweismittel! Setzen wir uns einmal damit auseinander.

Da ist einmal das verblüffende Phänomen, daß parallel mit der stärksten Zunahme von Industrie und Verkehr, Besiedelung und Wirtschaftsintensivierung das *Schalenwild* bei uns einen ungewohnten bestandesmäßigen Aufschwung erlebte – in dem vergangenen halben Jahrhundert nämlich. Diese Arten sind eben, hören wir, *Kulturfolger*. Die *Kulturflüchter* mußten weichen. Der Mensch ist stets geneigt, unbesehen mit katalogisierenden Wortbezeichnungen, die nichts erklären, seine Zufriedenheit zu finden. Es ist dasselbe wie die beiden Schubladen «nützliche und schädliche Tiere». Bei tieferer wissenschaftlicher Betrachtung fallen solche Einteilungen meist in sich zusammen. Sind nicht am Ende Kulturfolger Tiere, die man als Küchenwild schätzte und schützte, Kulturflüchter vorwiegend das große Raubwild, Konkurrenten des Menschen, seinem Wild und Vieh gefährlich? In amerikanischen Nationalparks scheint der Bär ein Kulturfolger ersten Ranges zu sein! Die Ausrottung der größeren Raubtiere half den kleinen, wie dem Fuchs. Ich halte es für gut möglich, daß ganz andere Tierarten

als die heute erhaltenen sich an die Erscheinungen der Zivilisation, wie Unruhe und dergleichen, gewöhnen – dann nämlich, wenn sie nicht verfolgt werden und sich an die genannten Erscheinungen gewöhnen, sie als harmlos kennenlernen. Die Anpassung der Tiere auf den verschiedensten Gebieten ist ja oft erstaunlich. Aber man hat vielen Arten gar keine Zeit zur Anpassung gelassen.

Mindestens hypothetisch muß doch ein gedeihliches *Zusammenleben intensiver Waldwirtschaft und reichhaltiger Wildfauna* möglich sein, wenn folgende *Bedingungen* erfüllt sind (was aber heute noch kaum irgendwo der Fall sein dürfte):

1. Die Mehrheit der Menschen (in der Demokratie) muß diese Symbiose wollen. Bär, Luchs, Wildkatze, Adler, Fischotter sind in unserem Lande seit einiger Zeit geschützt, mit Zustimmung der eidgenössischen Räte, das heißt der Volksvertreter, und somit aus dem Willen des Volkes. Das ist schön und erscheint mir durchaus nicht im vornherein als selbstverständlich. Die Äußerungen der Zivilisation und die Verstädterung der Bevölkerung haben ein rasches Anwachsen des Naturschutzgedankens zur Folge. Die Tierliebe, der Drang zur freien Natur nehmen zu. Es haben Vorschläge Aussicht auf Verwirklichung, die vor wenigen Jahrzehnten als Utopien gegolten hätten.

2. Die *Jagdgesetze* müssen zweckmäßig, das heißt biologisch untermauert sein. Ebenso wichtig sind ihre Durchsetzung, die Ausbildung der Schutzorgane, die Kontrolle, der Geist der die Jagd Ausübenden.

3. Das Wild darf die *Produktion* nicht empfindlich schädigen, ja ihre Ziele in Frage stellen durch seine Lebensäußerungen, das heißt vor allem die Nahrungsaufnahme, daneben Fegen, Nagen, Wühlen, Umbrechen usw. Die Tiere sollen trotzdem «ihr Auskommen finden». Unmöglich, wird es heißen, das wäre die Quadratur des Zirkels! Man geht dabei aber gewöhnlich vom jetzigen Zustand aus, der weit von der Vollkommenheit entfernt ist. Ernährt sich das Wild von Pflanzen, die unserer Produktion entbehrlich sind, neben ihr Platz finden, ja sie vielleicht schädigen, so entsteht kein Konflikt, vielleicht sogar ein Nutzen. So ist der Hase in unsern Waldungen als neutral zu betrachten. Der Verbiß des Rehs kann ausnahmsweise hilfreich sein, wenn er in gewissen Jungwüchsen die alles überwachsenden Sträucher und Hainbuchen untenhält. Ähnlich ist es bei den Fleischfressern (Fuchs und Eule – Mäuse; Vögel – Insekten; Dachs, Igel – Schädlinge). In beiden Fällen müssen selbstverständlich auch die Wirkungen auf die Landwirtschaft berücksichtigt werden.

Das große Problem liegt gegenwärtig beim Schalenwild, das zum guten Teil die gleiche Vegetation beansprucht wie unsere forstliche Produktion: die Baumarten.

Brauchen wir aber jeden Quadratmeter, jede raummäßig mögliche Holzpflanze, jede Baum- und Strauchart? Dann sieht es schlimm aus für Reh und Hirsch. Doch dem ist nicht so, denn

a) in den Beständen ist Unterholz, Strauchwerk, Nebenbestand neutral oder erwünscht, ohne daß im allgemeinen diese Schicht auf Werterzeugung gepflegt werden müßte;

b) es gibt stets kleinere Flächen, auf denen nicht oder nur in geringem Umfang produziert werden kann: kleine Bestandeslücken, in denen nichts mehr aufgebracht werden kann, gewisse Böschungen, Lagerplätze, vorübergehende Randstreifen um die Einzäunungen, Leitungsschneisen mit geringsten Böden, Waldsäume usw.;

c) ist Maximalproduktion nie das Alleinseligmachende. Wird der Mensch zur Produktionsmaschine, so erstickt er seelisch. Die Steigerung der Erzeugung hat ihre Grenzen an andern wichtigen Interessen, an geistigen, ethischen und ästhetischen Idealen. Zwar streben wir mit Recht an, unsern Landesbedarf an Holz selber zu decken und den Wald zu einer hohen (nicht der höchstmöglichen) Rendite zu bringen. Umwandlung der alten Stockausschlagwälder, bessere Standortberücksichtigung, Förderung der Bestandespflege, Vorratshebung auf das nachhaltig mögliche Maximum, Aufforstung der sich hiezu aufdrängenden Flächen werden uns mit der Zeit bestimmt holzautark machen und den Waldbesitzern den möglichen Höchstertrag sichern können.

4. Ausreichende *Kenntnisse der Wald- und Wildbiologie* müssen das Fundament für die Lösung der uns hier beschäftigenden Fragen liefern. Hievon sind wir noch weit entfernt. Nähere Ausführungen darüber sind kaum erforderlich.

5. Es muß *Gleichgewicht* herrschen in der Fauna unter sich, wie auch zwischen ihr und dem Wald. Das ist ein unabdingbares Postulat, freilich in dieser Form so allgemein gehalten, daß es praktisch wenig aussagt. Im konkreten Fall hängt das ab von Betriebsart, Entwicklungsphase, Produktionszielen im Walde, von den Standortsfaktoren, den Verhältnissen außerhalb des Waldes. Wir halten in der Schweiz die Grundsätze des natürlichen Waldbaues, der allmählichen und dezentralisierten Verjüngung, der standortsgerechten Mischung hoch und bilden uns gern ein, das sei auch dem Wild am dienlichsten. Sicher nicht immer. Kahlschlag, Stockausschlagwirtschaft, einseitige Bestände können in bestimmten Fällen und Stadien sehr wildfreundlich sein. Entscheidend sind ungestörte Einstände, ebensolche geeignete Kinderstuben, genügende und qualifizierte Äsung in richtiger Höhe, Lichtdosierung und Verteilung. Die großen Schäden kommen, wie jeder Fachmann weiß, nicht allein vom Wildbestand und den größer gewordenen Ansprüchen an die Baumqualität her, sondern ganz erheblich von den forstlichen Umstellungen und Umwandlungen der gegenwärtigen Jahrzehnte. Die Forderungen, daß die standortsgemäßen Holzpflanzen zur Genüge, in guter Mischung und Provenienz in allen Altersstufen nachhaltig vorhanden seien und kein sinnloser Aushieb unschädlicher Vegetation erfolge, sind heute noch ganz ungenügend erfüllt.

6. Oben wurde von der nötigen *Ruhe* gesprochen. Sie dürfte im stark besiedelten Gebiet oft der Minimumfaktor sein. Die Angewöhnung der Tierwelt ist frappant, hat aber doch ihre Grenzen. Wir sind durchaus in der Lage, diesen Übelstand weitgehend zu mildern und die Waldungen zu Inseln der Stille – relativ – zu machen, wofür uns auch weite Bevölkerungskreise Dank wissen. Erwähnt seien die Erziehung der Menschen, vor allem der Jugend, Aufsicht, ganz besonders Verbote für Motorfahrzeug-Fremdverkehr zumindest auf allen Sekundär-Waldstraßen, verbunden, wo nötig, mit Parkplätzen, sparsamen Spazierwegen und dergleichen in der Nähe großer Siedlungen. Jungwuchspflege, richtig durchgeführt und auf alles Überflüssige verzichtend, erhält und schafft schwer begehbares Unterholz und Dickungen mit abstoßender Wirkung, verstärkt durch das Liegenlassen unverwertbaren Astmaterials.

7. Eine wertvolle Ergänzung bedeuten kleine und große *Reservate,* welche an sich verschiedenste Schutzbestimmungen und Zielsetzungen aufweisen können. Sie bedeuten Aussparungen, Auszonungen, somit ein Opfer der intensiven Wirtschaft, wodurch sie den Willen, auch andere Lebensrechte anzuerkennen, unter Beweis stellt (Jagd, Naturschutz, Wissenschaft, Landschaft). Das eingangs erwähnte Ziel einer abgerundeten einheimischen Wildfauna kann ja nur cum grano salis verwirklicht werden. Die Vielzahl naturnäherer Biotope ist sicher zurückgegangen – denken wir an Moor und Sumpf, natürliche Bäche mit sauberem Wasser, Weid- und extensiv benutzte Stocklodenwälder, Brachfelder und Schilfufer. Abgesehen von der Wasser-, Riet- und Sumpfvogelwelt dürften aber verhältnismäßig wenige Wildarten an spezielle Reservate gebunden sein – wenn mit einer gewissen Anpassung der Tiere und einem biotop-pfleglichen Verständnis der Forstleute gerechnet werden kann. Als Beispiel einer heute nicht mehr existenzfähigen Wildart wird gerne das Haselhuhn erwähnt, das zufolge der Umstellungen in der Waldwirtschaft in kurzer Zeit verschwunden ist. Seine Kenner fordern als Biotop niedrige Dickichte in warmen Lagen mit reichlich Beeren, Ameisenhaufen, Weichholzknospen und viel Ruhe. Es gilt als Flüchter intensiver Waldwirtschaft. Ob überall und jederzeit, bleibe dahingestellt. Vielleicht fehlten Zeit und Maßnahmen für Anpassung und Umstellung. In vielen der heutigen großen, zehn bis zwanzig Jahre eingezäunten Lichtholzkulturen dürfte es günstige Verhältnisse finden. Diese fehlten aber jahrzehntelang und müßten die nötige Nachhaltigkeit aufweisen.

Selbstredend bestehen enge und bedeutungsvolle *Zusammenhänge mit dem Schicksal der offenen Flur* und ihrer Bewirtschaftung bzw. Beanspruchung. Hier hat die moderne intensive Landwirtschaft, verbunden mit Verkehr und Überbauung in vielen Gegenden die Lebensbedingungen für das Wild fast völlig vernichtet. Fraglos sind sie außerhalb des Waldes schwerer zu erhalten oder neu zu schaffen. Soweit nicht ganz ans Feld gebunden (Rebhuhn), ist das Wild viel stärker als früher in den Wald getrieben wor-

den, was sich besonders für den Hasen verhängnisvoll auswirkte. Doch wird früher oder später auch die Landwirtschaft den Weg zurück zur Natur finden müssen, den die Forstwirtschaft – naturverbundener und weiter in die Zukunft denkend – schon lange beschritten hat. Schädlinge, Überzüchtung und Bodenermüdung werden sie meines Erachtens dazu zwingen. Versuchsgüter in dieser Richtung wären wertvoll.

Es seien kurz und stichwortartig nochmals die wichtigsten *praktischen Maßnahmen erwähnt* (welche vom Verfasser schon in andern Aufsätzen behandelt worden sind), die eine Symbiose Wald-Wild ermöglichen – freilich nur unter der Voraussetzung, daß die erwähnten andern Bedingungen erfüllt werden:

Verbot des Motorfahrzeug-Fremdverkehrs auf allen Sekundär-Waldstraßen (Parkplätze!).

Regelung des Lager- und Badebetriebs. In gewissen Gebieten Spazierwege, Ruheplätze und dergleichen.

Unterlassung aller unnötigen «Pflegearbeiten», das heißt des Aushiebs unschädlicher Sträucher, Unterhölzer, Beerenstauden.

Kein Gift in den Wald!

Aufbau und Erhaltung plentriger, naturnaher Waldsaumzonen mit Jungwuchs, Gesträuch, Sonnenplätzen, Wasserstellen, hohlen und dichten Bäumen usw.

Vorkehrungen praktischen, naturgemäßen Vogelschutzes.

Schaffung eines Netzes kleiner und einzelner größerer Reservate.

Vermeidung der Erschließung jedes hintersten lauschigen Winkels, jedes Ufers, der Aufforstung jeder Waldwiese, jedes kleinen Moores.

Unterlassung von Entwässerungen, Meliorationen, Bachverbauungen, Auffüllungen, die nicht wirklich dringend sind. Schaffung neuer Naturweiher, keine Eindohlung von Waldbächen .

Unauffällige Anlage eines geplanten Netzes von Äsungsstellen und -streifen im Halblicht mit unsern natürlichen Kraut- und Holzpflanzen, wo es die mangelhaften Äsungsverhältnisse erfordern.

Unverkäufliches Ast- und Gipfelmaterial liegenlassen, wo es der Verjüngung nicht schadet.

Wo nötig Winterfütterung, aber streng naturgemäß mit frischem Haumaterial.

Unerbittliche Einhaltung der Bauabstände vom Wald. Bekämpfung der planlosen Bauerei und der Wochenendhäuschen.

Erziehung von Förstern, Waldarbeitern, Schülern usw.

Wir kommen somit zur Erkenntnis, daß intensive Waldwirtschaft keineswegs in allen Teilen wildfeindlich sein müßte! Wirtschaftswälder sind meistens wildreicher als Urwälder. Gewiß sind viele unvermeidliche Fak-

toren wildleben-hemmend. Andere Erscheinungen lassen sich durch den einsichtigen Waldbetreuer ausschalten oder mildern. Daneben bringt aber der heutige Waldbau manche ausgesprochen jagdgünstige Auswirkungen, die zu wenig beachtet und anerkannt werden. Erwähnt seien etwa: die Umwandlung ausgedehnter winterkahler Laubwaldungen durch Einbau von Nadelholzhorsten, die jagdlich geradezu eine entscheidende Aufwertung bedeuten – die Schaffung reichlicher Äsung an den vielen Straßenböschungen, auf Lagerplätzen, in Kulturen – die stärkere Belichtung des Bodens dank Durchforstung, so daß auch ältere Nadelbestände oft überraschend reich an Äsung sind – die Ungleichaltrigkeit und dadurch Undurchsichtigkeit auf fast allen Flächen – die Pflege der Bodengüte und des Nebenbestandes – die Refugien großer Einzäunungen (Flugwild, Hasen, Fuchs) und die äsungsreichen Randzonen um dieselben – die automatische Winterfütterung durch intensive, weit ausgebreitete Holzschläge – die Mischung standortsgemäßer Baumarten usw.

Bloß ein fauler Friede zwischen Wald und Jagd als ultima ratio, «weil es in Gottes Namen nicht anders geht», widerspricht der tieferen Einsicht. Die Jagd verdankt dem Wald so ziemlich alles. Der Forstmann liebt die freie Tierwelt. Die Lebensgemeinschaft Wald umfaßt auch das Wild – und sogar den Jäger! Der Gegensatz ist eine Krankheit, erzeugt aus Mißverständnissen und mangelnder Einsicht, gefördert durch die heute noch zu beklagende Unvollkommenheit des Waldaufbaues und der Wildtierwelt sowie die ungenügenden biologischen Kenntnisse. So erhitzen sich manchmal die Gemüter ob der Frage: ist Rotwild im schweizerischen Mittelland noch tragbar? Ich würde sagen: vielleicht im jetzigen Aufbaustadium nicht, aber das kann anders kommen. Wir sind daran, die Lebensgemeinschaft Wald zu erforschen, zu verbessern und zu pflegen, und müssen das Wild planmäßig einschließen. Die Gabe der Zusammenschau ist durch unser Spezialistentum gefährdet, das in der Praxis (Wirtschaft, Medizin, Erziehung) den Lebensprozessen niemals gerecht wird. Waldwirtschaft und Jagd erfüllen beide sowohl wirtschaftliche wie ideelle Funktionen. Ohne eine verständnisvoll koordinierende Oberleitung kann es nicht gehen. Sie muß nötigenfalls die Organe beider Sparten – die ja bei uns gewöhnlich nicht zusammenfallen – zur Zusammenarbeit und gegenseitigen Rücksichtnahme zwingen. Freilich ist es vorzuziehen, wenn diese sich aus Einsicht dazu bereitfinden! Beider verantwortungsvolle Tätigkeit muß nach naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ausgerichtet sein, darf dem wirtschaftlichen Interesse die Ideale nicht aufopfern, muß durchtränkt sein vom Wissen um die Gemeinschaft alles Lebendigen und vom Geiste des Naturschutzes. Dann wird aus Gegensätzen der einzig sinnvolle Zusammenklang.

Résumé

Au sujet de la possibilité d'existence et de la nécessité d'une faune giboyeuse en station dans une économie forestière intensive

On nous a déjà abreuvé à satiété dans la littérature, des effets sur le paysage et la nature des interventions toujours plus importantes et préjudiciables de la civilisation et de la technique. Le problème des dissensions entre chasseurs et forestiers au sujet des dégâts du gibier est un des thèmes le plus ressassé, au moins dans la littérature spécialisée. Certaines voix étrangères exigent l'éradication complète du gibier. On ne peut pas envisager cette solution dans la Suisse amie de la nature et des animaux, foncièrement démocratique donc opposée aux solutions extrèmes, et où les forestiers sont des piliers de la protection de la nature.

C'est le plus souvent pour des raisons idéalistes qu'on justifie l'existence des animaux. Pourrait-il y avoir du point de vue forestier des arguments encore inédits, défendant l'importance du gibier? La question est de savoir si dans une économie forestière moderne et intensive, il y a encore une possibilité d'existence pour une faune giboyeuse complète, digne de ce nom et correspondant à la station.

Par faune giboyeuse, on n'entend pas seulement un ou deux lièvres ou renards. Autant la sylviculture cherche à s'appuyer sur la forêt naturelle autochtone, autant la cygénétique tend à se diriger vers la communauté d'êtres du règne animal qui peuplait, il y a encore quelques générations, l'Europe centrale et qui a été conservée dans quelques pays voisins. Tant qu'il y aura encore de la forêt, de la montagne et des prairies, la nécessité de la diminution d'une espèce animale ne sera pas prouvée. Certaines pertes sont inévitables certes, mais jamais avec l'ampleur qu'elles ont déjà atteint.

On ne peut pas supprimer la chasse dans une faune déjà décimée et transformée par l'homme. Il faut que le chasseur remplace les gros carnassiers. Dans un système en équilibre, la chasse a donc aussi son rôle à jouer. Il faut toujours compter que les déséquilibres peuvent intervenir avec d'autant plus de chance que la civilisation se fait sentir. Le dernier argument est que finalement l'homme lui aussi appartient à la nature.

L'affirmation qu'une forêt exploitée intensivement ne laisse plus la place au gibier ne serait pas étonnante dans l'état d'esprit actuel, mais doit tout de même être considérée comme superficielle. La classification entre animaux fuyant et aimant les cultures ne peut être conservée. Est-ce que finalement cette classification ne considérait pas les animaux utiles et domestiqués comme aimant les cultures et les ennemis de l'homme comme les fuyant? Aux Etats-Unis par exemple, l'ours semble être un animal aimant particulièrement les cultures.

Notre hypothèse qu'une sylviculture plus intensive et un gibier abondant et riche peuvent vivre en commun peut être valable quand les conditions suivantes sont remplies:

1. La majorité des hommes doivent désirer cette symbiose.
2. Les lois sur la chasse doivent être raisonnables, étayées par des bases scientifiques. Leur application doit être faite avec soin avec des organes de protection et de contrôle.

3. Le gibier ne doit pas déprécier la production, voire mettre en danger ses buts par ses changements d'humeurs : abroutissement, frayure, frottis, bris, labourage.

   Le grand problème est celui du gibier qui pèle les tiges et qui s'attaque à la végétation forestière. Si nous utilisions en forêt chaque m², chaque buisson et chaque arbre, alors le cas du chevreuil serait grave. Mais il n'en est rien parce que :

   a) On trouve dans les peuplements un sous-bois, des buissons, un peuplement accessoire sur lesquels la sylviculture n'a pas d'énormes prétentions.

   b) Il y a toujours des petites surfaces qui ne produisent rien ou très peu.

   c) La production maximale n'est pas notre but unique.

4. Des connaissances approfondies de la forêt et des animaux permettront de résoudre ces problèmes.

5. Il faut établir un état d'équilibre au sein de la faune elle-même et entre la faune et la forêt. Les facteurs tels que régime, phase d'évolution, but de production, facteurs de la station et conditions hors forêt jouent aussi un rôle important.

6. Il faut que la forêt reste un îlot de tranquilité, ce qui n'est pas toujours le cas surtout dans les régions à haute densité industrielle ou de population.

Une drôle de paix entre forestiers et chasseurs, parce qu'on ne peut pas faire autrement, ne correspond pas à nos sentiments. La chasse doit à peu près tout à la forêt. Le forestier aime le règne animal libre. La biocénose qu'est la forêt comprend le gibier et même le chasseur. Le contraire est une maladie et cause bien des malentendus et préjugés, favorisé par la structure incomplète entre la forêt et le gibier et par notre manque de connaissances biologiques. Voilà pourquoi on en arrive à débattre des questions comme celle de savoir si le cerf peut être supporté dans le Plateau suisse. Je répondrais pour ma part : Peut-être que non, dans la constitution actuelle des forêts, mais il peut en être autrement. Nous sommes en pleine recherche de la biocénose forêt, nous essayons de l'améliorer et de la soigner et nous devons y inclure aussi le gibier. Nous devons veiller à ne pas perdre la vue d'ensemble par une spécialisation trop poussée. L'économie forestière et la chasse remplissent aussi bien des fonctions économiques que idéalistes. On ne pourra rien faire tant qu'une direction ne coordonnera pas les organismes des deux clans, séparés le plus souvent chez. nous, pour collaborer et tenir compte des avis de chacun. Il faut tendre à trouver ce terrain d'entente et ne pas oublier que les intérêts économiques ne doivent pas liquider complètement les aspects idéalistes.

Traduction : J.-Ph. Schütz